

Ein Quantum Mut

Der Gnadenstreit als kirchenhistorische Ressource

„Ich habe keine Zeit mehr, um noch länger zu warten.“ Dieser Satz begegnet dem interviewenden Kirchenhistoriker stereotyp immer dann, wenn es in Gesprächen mit Zeitzeugen des Vatikanum II in Deutschland um die Wirkung des letzten Konzils geht. Gerade dieser nun ihr Lebensfazit ziehenden Generation ist unverständlich, warum den ersten Aufbrüchen der Konzilszeit keine konsequente Weiterentwicklung folgte, sondern eine aus ihrer Perspektive als Krisenzeit empfundene Zeit der Skandale und Rückschritte. Und sie stellen die (be)drängende Frage: Was ist das Fazit von 50 Jahren Vatikanum II? Und wie soll es in eurer Generation weitergehen? **Christian Handschuh**

Die Anfrage trifft gerade die Kirchengeschichte als Fach an einem besonders wunden Punkt. Kirchenhistoriker nehmen tagesaktuelle Ereignisse qua Profession anders wahr als Fachvertreter anderer theologischer Fächer – und sie reagieren in ihrer großen Mehrheit sehr zurückhaltend, wenn von ihnen eine Stellungnahme zur aktuellen Situation der Kirche eingefordert wird. Grund hierfür ist die eigene, in dieser Frage nicht unproblematische Fachgeschichte seit 1870: als es im Vatikanum I um die Frage der Unfehlbarkeit des Papstes ging, entwickelte sich diese Debatte zugleich zur Auseinandersetzung um die Frage nach der Leitwissenschaft innerhalb der Theologie. Wem sollte man folgen? Der systematischen Argumentation, die in Person von Edward Manning forderte, dass im Zweifelsfall historische Erkenntnisse sich den systematisch-theologischen Vorgaben und Denkvoraussetzungen unterzuordnen hatten (Wolf 1999, 71–73)? Oder aber den Kirchenhistorikern um den Rottenburger Bischof Hefele, die darauf verwiesen, dass der Papst zumindest einmal in einer zentralen Glaubensfrage geirrt hat-

te und somit eine Unfehlbarkeit des Papstes zumindest nur mit Einschränkungen gedacht werden konnte? Die Folge dieser in Rom zugunsten der Systematik entschiedenen Grundsatzfrage war innerhalb der Kirchengeschichte eine langandauernde, von Enttheologisierung, Degradierung zur Hilfswissenschaft, forschungstaktischen Ausweichstrategien und positivistischen Denkansätzen geprägte Phase, in der sich Historiker von „gefährlichen“ Themen wie auch von allzu klaren Selbstpositionierungen besser fernhielten, wollten sie nicht wie etwa Ignaz von Döllinger mit erheblichem Störfeuer bis hin zur Exkommunikation zurecht kommen müssen. Hubert Wolf hat erst neulich das bezeichnende Fazit gezogen: „Von dieser Niederlage hat sich unser Fach [...] im Grunde bis heute nicht erholt“ (Wolf

Christian Handschuh

geb. 1976, Assistent für Kirchengeschichte an der Universität zu Köln; 2011 Promotion, Forschungsschwerpunkt zusätzlich im Bereich Katholisches Milieu (19./20. Jahrhundert).

2012). Als Impulsgeber für theologische Gegenwartsfragen fallen Kirchenhistoriker aus diesem Grund weitgehend aus.

KIRCHENGESCHICHTLICHE DENKWEISEN ALS MITTEL DER GEGENWARTSANALYSE

Diese grundsätzliche Zurückhaltung wäre aber zumindest zu überdenken, und es gibt Anzeichen, daß sich hier die Gewichte verschieben könnten. Gerade als Analyse-Instrument sind die kirchenhistorischen intellektuellen Mittel und Methoden gewinnbringend, da diese Denkweisen die subjektive Perspektive weiten oder verschieben können. Versuchte man heutige Ansätze einer „Gesellschaftsgeschichte des Christentums“ (*Holzem*) als Denkansatz auf unseren eigenen Zeitkontext anzuwenden, wären die Ergebnisse für die aktuelle Diskussion zumindest bedenkenswert. Denn ein zukünftiger Historiker würde zu Beginn des 21. Jahrhunderts einen Katholizismus herauskristallisieren können, der entgegen der momentanen Krisenwahrnehmung nach dem Ende des Milieus seine historische Kraft in der deutschen Gesellschaft zumindest teilweise behalten hat. Materiell wie strukturell steht die katholische Kirche in Deutschland auf den ersten Blick glänzend ausgestattet da, wirtschaftlich und gesamtgesellschaftlich besitzt sie erhebliches Gewicht. Im Hintergrund steht eine in der aktuellen Diskussion häufig unterschätzte Entwicklung: unter den Bedingungen der Modernisierung ist es den deutschen Katholiken nach 1950 nicht allzu schlecht ergangen. Als sich pastoral abzeichnete, dass das bestehende Milieumodell dauerhaft nicht geeignet war, um als gesellschaftliche Organisationsform von Katholiken in Deutschland zu dienen, erhielt der deut-

sche Katholizismus durch das Vatikanum II einen Modernisierungsschub in Richtung auf eine Zuwendung zur eigenen Gesellschaft, statt weiter die im Milieu übliche Abgrenzung zu betreiben. Was gerne übersehen wird: diese Zuwendung zur Moderne war durchaus von Erfolg gekrönt. Die Rolle der Laien und damit der weit überwiegenden Mehrheit der Gläubigen wurde deutlich gestärkt, und es gelang dem Katholizismus bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts, mehr freiwilliges Engagement zu generieren als nahezu alle anderen gesellschaftlichen Bereiche. Noch 1980 waren knapp 200.000 Gläubige allein in den Pfarrgemeinderäten aktiv, und der deutsche Katholizismus erfreute sich einer reichen Anzahl an Verbänden und karitativen Institutionen sowie eines weltweit einzigartig stark ausgebauten Pfarreiwesens, der traditionellen lokalen Selbstorganisationsform des Katholizismus. Auch die Ausbildung der eigenen Eliten und Multiplikatoren, ob nun geweiht oder ungeweiht, war dank staatlicher Unterstützung an den Universitäten langfristig gesichert und konnte sich eines hohen Niveaus rühmen – eine Tatsache, die selbst heute innerkirchlich kaum ausreichend gewürdigt wird. Aus zivilgesellschaftlicher Perspektive steht der deutsche Katholizismus auch heute noch alles andere als schlecht da.

BINNENWAHRNEHMUNG ALS KRISENERFAHRUNG

Nicht zu leugnen sind aber die hinter diesem eher äußerlichen Bild ebenfalls vorhandenen latenten Probleme. Aus der Binnenperspektive hat die katholische Kirche in der nun säkular geprägten Gesellschaft einen wahrnehmbaren Bedeutungs-

verlust erlitten, deutlich erkennbar bereits an einem stark abnehmenden Wissen um die Inhalte der eigenen Religion sowie an Differenzen zwischen lehramtlichen Äußerungen zur Moral und der individuellen Ansicht der Gläubigen (Ebertz 2011, 4). Die Folgen – sinkende Studierenden- und Berufungszahlen – sind hinlänglich bekannt, ebenso die Folgen für die kirchliche Infrastruktur. Die hohe Gemeindedichte ist zwangsläufig ebenso einem Wandel unterzogen wie die Rolle der Laien in der Kirche, eine Rollenverschiebung, die in der Forderung nach einer Wandlung des klerikalen Lebensstils innerhalb eines immer pluraler werdenden Katholizismus ihre Fortsetzung findet. Dieser Substanzverlust als Ganzes ist es, der die momentane kirchliche Selbstwahrnehmung als eine Reihe von sich gegenseitig verstärkenden Krisen schafft. Die aktuelle Binnenkrise besteht aber in einem sehr normalen, für Kommunikations- und Erinnerungsgemeinschaften wie die katholische Kirche natürlichen Prozess: der deutsche Katholizismus handelt momentan in Dialogprozessen wie in seiner neu zu findenden Selbstorganisation die Konzepte aus, nach denen die nächsten Jahrzehnte gestaltet werden sollen. Während konservativere Kreise für einen Rückzug in geschützte Räume plädieren, in denen in eng umschlossenen Gruppen christlicher Glaube angesichts einer als glaubenslos empfundenen Umgebungsgesellschaft lebbar bleiben soll, plädieren liberale Gruppierungen für eine Neuausrichtung pastoraler Prioritäten bis hin zu einer „Neugründung der Kirche“ (Ebertz). Im Kern handeln wir deutschen Katholiken momentan prozessual unsere zukünftige Identität in einer veränderten Umgebungsgesellschaft aus, ein für den Kirchenhistoriker spannender und anregender Prozess, den die Generation der Konzilerleben-

den mit ihrer eigenen Wahrnehmung der Gegenwart kritisch und engagiert begleitet.

DIE KIRCHENHISTORISCHE PERSPEKTIVE

Aus der Perspektive des Kirchenhistorikers sind zwei Denkrichtungen zentral, wenn es um einen Fachbeitrag zur gegenwärtigen Situation geht. Erstens ist die momentane Situation aus der Sicht von fast 2000 Jahren Kirchengeschichte nichts Besonderes, und es wäre gut, sie in diesem Sinne zu erden. Dass Christentum als Minderheit in einer nichtchristlichen Umgebungsgesellschaft existiert, ist nichts Neues; in den meisten asiatischen Gesellschaften war und ist dies Alltag der teils neu sich etablierenden Ortskirchen; in der Antike gab es vermutlich nie eine andere Situation, auch nicht innerhalb des christlich beherrschten römischen Reiches nach 380. Auch der Kampf und die intensive Auseinandersetzung um die eigene katholische Identität ist nichts Neues, sondern eine Konstante in der Entwicklung des katholischen Christentums seit der Urgemeinde: man denke nur an die Bestimmung der eigenen Position in der antiken Umgebungsgesellschaft, die Auseinandersetzung mit den Häresien des Hochmittelalters oder die Zeit der Konfessionalisierung, als es gerade in Deutschland um die (Neu-)Bestimmung der eigenen Inhalte, aber auch die Abgrenzung gegenüber den reformatorischen Neuausrichtungen ging. Und letztlich war auch der häufig als Ursache der antimodernen Ausrichtung beschworene Prozess der Milieubildung in Zentraleuropa nichts anderes als der Versuch, die eigene Identität, nun eben in starker Abgrenzung zur Umgebungsgesellschaft, zu wahren und neu zu bestimmen. Vor diesem Hintergrund sind die Kri-

senerfahrungen unserer eigenen kirchlichen Gegenwart für den Kirchenhistoriker nicht analogielos, sondern Symptome einer intensiven Identitätssuche, die keinem der Beteiligten schadet, solange sie diskursiv und in wechselseitigem Respekt geschieht. Die zweite Denkrichtung wäre, welche Ressourcen der Kirchenhistoriker jenseits eines „Es ging auch anders“ für diesen Prozess beisteuern kann (Wolf 2012). Katholische Kirche in Deutschland ist nicht nur Glaubens-, sondern auch Erinnerungsgemeinschaft, und hier bietet die Kirchengeschichte durchaus Ressourcen für den eigenen Diskussionsprozess.

EINE HISTORISCH BEGRÜNDETE ALTERNATIVE: DER GNADENSTREIT

In der momentanen Situation, in der sich Rufe nach Entscheidungen aus Rom oder gar nach einem neuen Konzil mehren, bietet der Gnadenstreit des 16. Jahrhunderts die Möglichkeit eines „dritten Weges“. Im Gefolge der Reformation war die Frage nach der göttlichen Gnade Inhalt der „größten dogmatischen Kontroverse“ der Theologiegeschichte (Jedin, 572). Es ging, eingebettet in die reiche theologische Debatte der Zeit nach dem Trienter Konzil, inhaltlich um die Frage, wie die göttliche Gnade im Menschen wirksam wurde: war sie es aus ihrem Wesen heraus oder nicht? Und wie gestaltete sich das Verhältnis von Gnade und menschlicher Freiheit? Zwei Denkrichtungen gerieten aus unterschiedlichen Anliegen heraus in Konflikt: die jesuitische Schule um Molina betonte die menschliche Freiheit, die eine aus sich selbst wirksame Gnade ausschloss und statt dessen eine notwendige Wirksamkeit der Gnade aufgrund der *scientia media* hervorhob, des Vorwissens Gottes um die Reak-

tion des Menschen in bestimmten Situationen, durch die es möglich wird, dass die Gnade wirksam wird, ohne dass die menschliche Freiheit dabei verletzt wird. Dem entgegen stand eine augustinish orientierte Gruppe von Theologen, die dieser Position die Souveränität Gottes und die Wirksamkeit seines Willens entgegenhielten und für eine vorausgehende Prädestination plädierten. Kompliziert wurde die Situation durch die hier in Frontstellung geratenden Orden der Jesuiten und Dominikaner, die sowohl in Spanien als auch in Rom gegeneinander agierten (Stegmüller, 29–80). In den späten 1580er Jahren versuchten der Jesuit Luis de Molina und der Dominikaner Domingo Báñez in Spanien bzw. Portugal sich wechselseitig wegen ihrer Positionen zur Gnade auf den Index zu bringen. Der Streit eskalierte schnell zu einer Rivalität der beiden Orden; bereits 1594 zog Clemens VIII. das Verfahren nach Rom und berief eine Theologienkommission zur Begutachtung. Die Gutachten zum Thema zogen sich auf den verschiedensten Ebenen über Jahre hin, 1601 erhielt Clemens einen solchen Stapel an Dokumenten, dass er ausgerufen haben soll: „Euch mochte ein Jahr genügen, um dies alles zu schreiben, für mich ist aber ein Jahr nicht hinreichend, es zu lesen“ (Jedin, 571). Nach langem Verfahren, in dessen Verlauf mehrfach Thesen Molinas von päpstlichen Kommissionen zur Verurteilung empfohlen wurden, und Clemens VIII. verstarb, entschloss sich sein Nachfolger Paul V., die Frage schlicht nicht zu entscheiden, sondern beide Meinungen als rechtgläubig nebeneinander stehen zu lassen. Die Frage sei, so die offizielle Auskunft, noch nicht reif zur Entscheidung. Beide Varianten gelten bis heute als legitime Lesart.

FAZIT

Dem Kirchenhistoriker stellt sich hier die Frage, ob ein solcher Umgang mit einigen der momentan diskutierten Probleme nicht im Sinne der deutschen Situation angebracht wäre. Was spricht dagegen, in auch innertheologisch umstrittenen Fragen wie dem Umgang mit wieder-verheirateten Geschiedenen oder des Pflichtzölibats beide Lesarten für legitim zu erklären, die Frage als noch nicht zur Entscheidung fähig zu erklären – und den Ortskirchen einen eigenen Umgang nach deren Dafürhalten und deren ei-

genen Notwendigkeiten zu erlauben? Es wäre eine Möglichkeit, mit der viele der am Diskurs Beteiligten leben könnten, denn bei Auseinandersetzungen um die eigene Identität geht es, wie der Fall des Vatikanum I zeigt, nicht eigentlich darum, Recht zu haben, sondern praktikable und breit akzeptierte Lösungen zu finden. Eine solche Rezeption des Gnadenstreits würde es ermöglichen, alternativ mit Sachproblemen und miteinander umzugehen – und zeigen, dass unsere Generation ebenfalls besitzt, was die Konzils-Generation ausgezeichnet hat: ein Quantum Mut. ■

LITERATUR

Bucher, Rainer, Das Ende der Überschaubarkeit. Perspektiven einer künftigen Sozialgestalt der Kirche, in: HK Spezial 1 (2011) 6–10.
Dassmann, Ernst, Konstantinische Wende und spätantike Reichskirche. Kohlhammer Studienbücher Theologie 2,1, Stuttgart 3/1996.
Demel, Sabine, Mit Zumutungen verbunden. Die Pfarrei als Netzwerk von Personen, Aktionen und Strukturen, in: HK Spezial 1 (2011) 10–13.
Ebertz, Michael N., Vor der Aufgabe der Neugründung. Die Kirche in sich wechselseitig verstärkenden Krisen, in: HK Spezial 1 (2011) 2–6.
Foitzik, Alexander, Wie viel Geduld mit der Kirche?, in: HK 66 (2012) 433–435.
Gabriel, Karl, Christentum zwischen Tradition und Postmoderne, Freiburg u.a. 1992 (= QD 141).
Gabriel, Karl, Zwischen Aufbruch und Absturz in die Moderne. Die katholische Kirche in den 60er Jahren, in: Schildt, Axel / Siegfried, Detlef / Lammers, Karl Christian (Hg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000 (= Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte 37), 528–543.
Greiner, Michael, Gottes wirksame Gnade und menschliche Freiheit. Wiederaufnahme eines verdrängten Schlüsselproblems, in: Pröpfer, Thomas, Theologische Anthropologie 1, Freiburg / Basel / Wien 2011, 1351–1401.
Holzem, Andreas, Die Geschichte des „geglaubten Gottes“. Kirchengeschichte zwischen „Memoria“ und „Historie“, in: Leinhäupl, Andreas / Striet, Magnus (Hg.), Katholische Theologie studieren. Themenfelder und Disziplinen. Münsteraner Einführungen Theologie 1, Münster / Hamburg / London 2000, 73–103.
Jedin, Hubert, Reformation, katholische Reform und Gegenreformation. Handbuch der Kirchengeschichte 4, Freiburg / Basel / Wien 1967, 570–573.
Martin-Palma, José, Gnadenlehre. Von der Reformation bis zur Gegenwart. Handbuch der Dogmengeschichte 3/5b, Freiburg / Basel / Wien 1980.

Orth, Stefan, Welche Krise?, in: HK 65 (2011) 163–165.
Orth, Stefan, Rückzug aus der Fläche?, in: HK 66 (2012) 163–165.
Orth, Stefan, Den Aufbruch auch wagen, in: HK 66 (2012) 325–327.
Polak, Regina, Religion kehrt wieder zurück. Handlungsoptionen in Kirche und Gesellschaft, Ostfildern 2006.
Ruh, Ulrich, Priester und andere Christen, in: HK 64 (2010) 595–597.
Ruh, Ulrich, Den Glauben erden, in: HK 65 (2011) 271–273.
Ruh, Ulrich, Herausgeforderte Theologie, in: HK 66 (2012) 109–111.
Schramm, Michael, Das Gottesunternehmen. Die katholische Kirche auf dem Religionsmarkt, Leipzig 2000.
Spielberg, Bernhard, Kann Kirche noch Gemeinde sein? Praxis, Probleme und Perspektiven der Kirche vor Ort. Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge, Würzburg 2008.
Stegmüller, Friedrich, Geschichte des Molinismus. Band I: Neue Molinasschriften, Münster 1935 (= Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters 32).
Werbeck, Jürgen, Wie morgen Kirche leben? Zu den Diskussionen um die Zukunft der Pastoral, in: HK Spezial 1 (2011) 14–18.
Wolf, Hubert, „Ein dogmatisches Kriterium der Kirchengeschichte“? Franz Xaver Funk (1840–1907) und Sebastian Merkle (1862–1945) in den Kontroversen um die Identität des Faches, in: Haas, Reimund (Hg.), Im Gedächtnis der Kirche neu erwachen. Studien zur Geschichte des Christentums in Mittel- und Osteuropa. Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte 22, Köln u.a. 2000, 713–732.
Wolf, Hubert, Der Historiker ist kein Prophet. Zur theologischen (Selbst-)Marginalisierung der katholischen deutschen Kirchengeschichtsschreibung zwischen 1870 und 1960, in: ders., Die katholisch-theologischen Disziplinen in Deutschland 1870–1960. Ihre Geschichte, ihr Zeitbezug, Programm und Wirkungsgeschichte des II. Vatikanums 3, Paderborn 1999, 71–93.
Wolf, Hubert, Es ging auch anders, in: SZ 187 vom 14./15. August 2012.